

# Die Ruine von Paulinzell

## 1.

„Geht hier der rechte Weg?“ rief mir eine schnarrende Stimme durch das Gebüsch zu, und der Wagenlenker, dem sie angehörte, arbeitete mühsam mit seinen vier Pferden den schwerbepackten Reisewagen über umherliegende Felsenstücke den Berg herauf.

„Er meint nämlich nach Langenwiesen“, ergänzte eine Flötenstimme die Frage, und zwei Frauengestalten traten hinter dem Wagen hervor.

„Unsre zerschlagenen Glieder“, fuhr die Sprecherin fort, „rechtfertigen wohl einige bescheidene Zweifel, ob wir uns bisher auf einem wirklichen Wege befunden haben.“

Die schönsten Feueraugen blickten mir aus einem dunkeln Lockengewühl entgegen und wiederholten freundlich die Frage.

„Dieser Weg“, erwidert' ich, „wenn Sie mir erlauben, diesen langen, schmalen, steinigen Platz so zu nennen, führt allerdings Ihren Wagen nach Langenwiesen, wenn indessen eine Viertelstunde Fußweg Sie nicht zu sehr ermüdet ...“

„O, im Geringsten nicht“, unterbrach sie mich, „lieber eine Stunde zu Fuß, als länger so unsanft geschaukelt.“

Ich erbot mich zum Begleiter durch den Wald, bis an das nächste Gasthaus, wo die beiden Reisenden ihren Wagen erwarten wollten, und mein Erbieten ward freundlich angenommen. Unterwegs erfuhr ich, dass Ilmenau das Ziel ihrer Reise war, wo die zweite Dame durch die stärkende Waldluft und den Gebrauch der Schlackenbäder ihre Gesundheit herzustellen hoffte. Ihre Gefährtin sorgte mit der zartesten Aufmerksamkeit für sie, die, gehüllt in einen weiten Staubmantel und dicht verschleiert, langsam neben ihr ging, ohne jemals einigen Anteil an unserem Gespräch zu nehmen.

Wir hatten unseren angenehmen Waldweg nicht allzu eilig zurückgelegt und fanden vor dem Wirtshaus den Wagen schon angelangt. Die Verschleierte verneinte die Frage ihrer Reisegefährtin, ob sie gesonnen sei, im Gasthofe abzutreten; zugleich wandte sie sich nach mir und dankte mir mit wenig Harmonikatönen, den ersten, die ich von ihr hörte, für meine Begleitung. Bei der Bewegung gegen mich teilte sich ihr Staubmantel, der Schleier wich zurück und ein blonder Madonnenkopf

wendete ein paar blaue Augenhimmel mir zu, die zugleich alles Süße der Liebe und jede Bitterkeit des Schmerzes aussprachen.

Die Antwort auf ihren Dank stockte mir auf der Lippe. Ihr Auge ruhte einige Augenblicke forschend und mit seltsamen Ausdruck auf mir, dann, indem sie das schöne Gesicht tiefer in den Schleier hüllte, sagte sie leise zu ihrer Freundin: „Ich bin doch durch den kurzen Weg etwas ermattet. Lass uns einige Minuten ausruhen.“

Ich folgte ihr maschinenmäßig in das Wirtshaus. Man trug Erfrischungen auf. Die Freundin, wie es mir vorkam auf einen leisen Wink der Verschleierte, lud mich ein, teil zu nehmen.

„Ich bin nicht immer so schwach“, sagte die Verhüllte, „halten Sie es meiner Ermüdung zu gut. Es geht auch schnell vorüber.“

Sie stützte den Arm auf das Sofakissen und legte den Kopf in die Hand, wie es schien, um auszuruhen. Wir anderen zwei sprachen indes- sen mancherlei über die benachbarten Gegenden, ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten.

„Sahen Sie die Gegend bei Saalfeld?“, lispelte einmal die Verschleierte mit fast akzentloser Frage dazwischen.

„Mehrere Male“, erwidert' ich, „noch vor wenig Tagen stand ich dort am Denkmal des ersten teuren Heldenopfers, das in jenen blutigen Schlachten fiel.“

„Bezeichnet das Denkmal die Stelle, wo der Prinz fiel?“, fragte sie weiter, und ihre Stimme schien zu zittern.

„Nicht ganz genau“, antwortet' ich, „das Denkmal ist zur Seite der Landstraße errichtet; etwas weiter abwärts, nahe bei einem Busch ...“

„Fochten Sie selbst in jener unglücklichen Schlacht?“, sprach sie jetzt mit festerer Stimme und erhob sich langsam aus der liegenden Stellung, indem sie den Schleier etwas zurückschlug. Die blassen Rosen ihrer Wangen glühten schnell zu hohem Purpur auf, indem die Augen mich groß und flammend anblitzten.

„Ich selbst nicht“, gab ich zur Antwort, „aber ein sehr lieber Freund von mir kämpfte an derselben Stelle, leider fruchtlos ...“

„Und blieb“, ergänzte sie seufzend, als klänge auch in ihrer Erinnerung eine Trauerglocke über dem Grab eines geliebten Helden. Ich wollte ihre Meinung berichtigen, aber sie winkte mir schmerzhaft mit der Hand, zu schweigen.

„Lassen Sie uns nicht diese wehmütigen Erinnerungen jetzt aufwecken“, setzte sie leise, kaum hörbar, hinzu, und neigte sich leicht wie

zum Abschied gegen mich. Ihre Freundin verstand sie, auf ihren Wink eilten die Diener herbei, der Schlag öffnete sich und in wenigen Augenblicken war mir der Wagen mit den schönen Fremden aus dem Gesicht.

## 2.

Ich war Willens, den schönen Unbekannten zu folgen, aber der Mittag war vorüber, und mein Versprechen rief mich nach Paulinzell, wo ich eine Gesellschaft von Freunden und Freundinnen anzutreffen hoffte, um mit ihnen die ehrwürdige romantische Ruine der alten Klosterkirche zu betrachten. Ich wollte schon um das Wirtshaus herum nach dem Amthofe den Weg nehmen, denn ich hatte mich verspätet, und glaubte, meine Freunde schon unter den Resten der Vorwelt in Bewunderung umherwandelnd zu finden, da hört' ich bekannte Stimmen meinen Namen rufen, und man winkte mich hinauf auf den kleinen Hügel, wo die Gesellschaft unter einer Linde versammelt war und auf mich wartete.

Um in dem günstigsten Licht den Anblick der prächtigen Ruine zu genießen, die nach allen Zerstörungen des Fanatismus, der Zeit und, was am meisten schadete, des Finanzgeistes doch groß und herrlich wie wenig andere von alter Art und Kunst zeugt, hatte man beschlossen, erst am Abend, in der Beleuchtung des Mondes, den Weg dahin anzutreten. Mich hat man zum Führer ausersehen, weil ich mehrmals schon die Gegend bereiset hatte und die Ruine aus Zeichnungen, Modellen und noch mehr aus eigner Beschauung kannte. Der heilere Himmel ließ auf eine helle Mondnacht hoffen, und selbst die kleinen Wölkchen, die einzeln in der blauen Luft schwammen, konnten die Magie der Mondbeleuchtung nur durch Abwechslung des Hellen und Dunkeln erhöhen.

Der Anblick der Ruine, wenn man sich ihr durch den Amthof von der Abendseite nähert, hat allerdings viel Überraschendes und Impo- nierendes. Der noch im Verfall ziemlich hohe Turm zur Rechten zieht zuerst das Auge an. Sogleich aber wendet sich der Blick zu dem acht- säuligen Portale, das aus der geräumigen Halle zum Schiffe der Kirche führt. Durch dieses sieht man in die Säulenreihe der Kirche selbst und über ihm, auf dem Vorsprunge, den seine Säulen tragen, hohe und doch seit dem Verfall dieses uralten Baues mehrere Mal abgestorbene und jung hervor gewachsene Fichten. Allein für die Beschauung beim Mondlicht schien mir diese Ansicht, wenigstens für den ersten Anblick,

nicht die günstigste, weil sie, den Mond verdeckend, die Ruine unter den anderen Wirtschaftsgebäuden nur als eine dunkle, beschattete Masse zeigt. Ich beschloss daher, den Weg von der Morgenseite zu nehmen, und weil die Sonne sich eben dem Untergang zuneigte, schlug ich einen Spaziergang in den Wald vor, aus dem wir zu rechter Zeit hervortreten wollten, um die Ruine von dieser sehr romantisch gelegenen Seite erst aus der Ferne in der Mondbeleuchtung zu betrachten.

### 3.

So lange der Tag uns noch umdämmerte, schwärmte die Gesellschaft fröhlich im Walde umher. Einige suchten sich heimliche Plätzchen zu vertrauten Gesprächen, andere pflückten sich Waldbeeren und schmückten Kleider und Hüte mit rötlich aufblühender Heide. Mich, den die schöne Fremde zuweilen noch still und nachdenkend machte, neckte man mit dem kleinen Abenteuer, das ich gutmütig erzählt hatte, und behauptete, die rätselhaft Verschleierte, die sich so angelegentlich nach dem Monumente bei Saalfeld erkundigt hatte, könne niemand anders gewesen sein, als die Prinzessin, die man im Bade erwarte. Als es aber unter den hohen schwarzen Fichten und Tannen anfang zu dunkeln, fanden sich die Einsamen bei der Gesellschaft ein, man schloss sich näher an einander, und selbst der Mutwille, den einige mit den Geistern treiben wollten, die nach der Erzählung des Wirtes in der Ruine sich neuerlich wieder gezeigt hatten, ward immer kleinlauter, je mehr die Dämmerung sich ausbreitete, und verstummte endlich ganz in der weiten, öden Stille, die uns zwischen den Bergen in dem dichten Walde umgab.

„Schauerlich und düster genug“, sagte Julius, „hat die heilige Pauline den Ort für ihr Kloster ausgesucht. War es Vorliebe für tiefe Abgeschiedenheit oder wollte sie in dieser vormals gewiss sehr rauhen Gegend schwere Vergehen abbüßen? Es wär’ interessant, die Geschichtsbücher ihrer Zeit darüber zu befragen.“

„Da ist wenig Ausbeute zu finden“, erwiderte Theodor, „und das Wenige, was man aufgezeichnet findet, ist kaum des Suchens wert.“

„O teilt uns mit, was Ihr davon wisst, Ihr Herren“, rief eine von den Frauen, „ist es auch wenig, so muss es uns doch hier, so nah an Paulinas Ruhestelle, sehr interessant sein.“

„Sie werden sich getäuscht finden“, entgegnete Theodor. „Solche unvollständigen Notizen stören die Phantasie mehr, als dass sie dadurch sollte aufgeregt werden. Jetzt denken Sie sich vielleicht Paulinen als schöne Unglückliche, als heilige Jungfrau, die in der geweihten Zelle die Leiden unbefriedigter Sehnsucht vergessen und vertrauern will, als eine Art von schönerer Heloise<sup>1</sup>, die das kalte Schicksal von dem Geliebten getrennt hat und die vielleicht nur fremde Vergehungen abbüßt, in die ein dunkles Geschick die Unschuldige verflocht. Wenn Sie aber in den Chroniken lesen: St. Paulina war die Gemahlin, oder nach anderen, die Tochter des Thüringischen Markgrafen Morichon, zur Zeit Kaiser Heinrichs des Vierten. Sie baute das Kloster Paulinzell, zwischen Königsee und Ilm. Als sie nun mit ihrem Sohn Werner den ersten Abt Gerung daselbst einführen wollte und deshalb zu seinem Kloster ritt, ihn abzuholen, fiel sie vom Pferd und brach den Arm, an welcher Verletzung sie auch bald darauf gestorben ist – was haben Sie durch diese prosaische Relation gewonnen? Die junge Schöne hat sich in eine betagte Matrone verwandelt, die Jungfrau in die Mutter eines großen ritterlichen Sohnes, und die Wirklichkeit hat wieder einmal den schönen Zauber der Phantasie zerstört.“

„Doch nicht so ganz“, sagte Mathilde. „Muss denn der Sohn eben ein großer schlagfertiger Ritter sein und die Mutter eine alte Matrone? Den hässlichen Armbruch abgerechnet, kann ich mir den Zug nach dem Kloster des Abtes Gerung recht wohl unter dem Bild einer Flucht nach Ägypten denken.“

„Und welchen romantischen Stoff“, fiel Otto, Mathildens Bewunderer, ein, „bringt allein dieses Bild in Paulinas ganze Geschichte! Welche Bedeutung kann der Abt dadurch bekommen!“

„Was“, setzte Julius hinzu, „was öffnet die Ungewissheit der Chronisten, ob Paulina Morichons Gemahlin oder Tochter gewesen, für ein weites Feld! Mir ahndet so etwas von einer deutschen früheren Cenci<sup>2</sup>. Dann wäre das düsterschöne Romantische dieses Klosters wohl ein treues Abbild eines tief gebeugten, verdüsterten, aber schönen, trefflichen Gemütes.“

1 Heloise (ca. 1095-1164), Ehefrau des Philosophen und Theologen Peter Abaelard und Äbtissin des Frauenkonvents Paraklet, ab 1761 bekannt als Figur des Briefromans „Briefe zweier Liebender aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen“ (auch „Julie oder Die neue Heloise“) von Jean-Jacques Rousseau, einem der größten Bucherfolge des 18. Jh.

2 voraus. Beatrice Cenci (1577-1599), römische Patrizierin, wurde wegen Ermordung ihres gewalttätigen Vaters, die sie mit 22 Jahren veranlasste, hingerichtet.

„Werner“, fragte Amalie, „war dieses nicht der Name des Abtes?“  
„Gerung vielmehr“, erwiderte Theodor. „Werner hieß Paulinas Sohn.“

„Noch sonderbarer!“, fuhr Amalia fort. „Wir durchblättern vorhin das Fremdenbuch; waren es nicht die Namen, Werner und Pauline, die wir mit Bleistift geschrieben und mit einem dornigen Rosenkranz umschlungen fanden?“

„Richtig, dieselben!“, rief Otto. „Werden Sie nun bald an Gespenster glauben, da Pauline und Werner als Revenants<sup>1</sup> kommen und sich sogar unter die Beschauer ihrer Ruine einschreiben? Wer weiß, ist der Mönch, den die Wirtsleute bei der Ruine gesehen haben, nicht dieser Werner, und uns begegnet vielleicht heute Pauline selbst in der Ruine.“

„Spotten Sie jetzt nicht“, sagte Amalie. „Stand nicht neben diesen Namen Karlos und Elisabeth mit leichten Zügen hingeschrieben? Und lässt sich nicht hieraus auf ein verborgenes Verhältnis Paulinas schließen, das irgendeinem Besucher dieser Ruine bekannt geworden sein muss, weil er durch diesen Zusatz darauf deutete?“

„Sie haben Recht“, antwortete Julius. „Hat denn jener etwas magerer Chronist alle Urkunden des Paulinzeller Archivs gelesen, die vielleicht seit vielen Jahrhunderten verbrannt, vermodert oder zerstreut sind? Wie viel könnte man noch jetzt finden, wüsste man nur, wo man suchen sollte.“

Theodor erinnerte mich jetzt, dass ich eine Geschichte Paulinas und ihres Klosters hier an Ort und Stelle mitzuteilen versprochen hatte. Ich führte die Blätter bei mir und erneuerte das Versprechen. „Der Verfasser“, setzte ich hinzu, „einer von meinen liebsten Freunden, interessierte sich auf das lebhafteste für diese Ruine und für alles, was geschichtlich oder artistisch darauf Beziehung hat. Er forschte in alten Urkunden und hörte gern jede mündliche Überlieferung. So trug er fast ein kleines Paulinzeller Archiv in sich, von welchem diese Erzählung die Resultate erhält. Er kleidete sie nach seiner Art novellenmäßig ein, und sonderbar, dass seine Erzählung ein ähnliches Verhältnis, wie Sie vermuten – Doch ich will dem Erzähler nicht vorgreifen.“

„Wohl möglich“, sagte Julius, „doch möcht’ ich die Namen Karlos und Elisabeth im Fremdenbuch weniger auf die heilige Paulina als vielleicht auf Besucher dieser Ruine deuten. Es klang mir schon vorhin wie eine dunkle Erinnerung davon an.“

Man drang in Julius, sich näher zu erklären.

1 Revenant: Wiedergänger

#### 4.

„Die Sache liegt mir nahe“, sagte er, „da sie Personen aus einer mir bekannten Familie betrifft. Vielleicht hörten mehrere von Ihnen schon früher davon, indessen werden Sie mir es nicht verübeln, wenn ich Ihnen bloß das gebe, was eigentlich das Interessante ist, nämlich die Erzählung ohne die Namen selbst.“

Die junge Gräfin Pauline war nach ihrer Mutter Tode außer dem väterlichen Hause erzogen worden. So streng auch die Aufsicht war, welcher ihr Vater sie anvertraut hatte, so konnte sie doch nicht hindern, dass Pauline bei Spaziergängen und an öffentlichen Orten zuweilen einen jungen Mann sah, dessen Augen sie überall suchten, und dem die ihrigen ebenso gern begegneten. Es war ein gefangener Offizier, der sich von Werner nannte und dem es endlich nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, sich als Miniaturmaler bei der Aufseherin des Institutes, in welchem Pauline erzogen ward, einzuführen.

Die Liebenden hatten sich indessen kaum mit den ersten schüchternen Worten der Liebe heimlich begrüßt, als Nachrichten von schneller Annäherung der Armee die schleunige Entfernung der schwachen Besatzung mit allen Gefangenen nötig machte. Werner hatte kaum so viel Zeit, in die Wohnung seiner Geliebten zum kurzen Abschied zu eilen, aber eben sein eilfertiges Drängen machte ihn der Vorsteherin verdächtig, und weder Bitten noch Versprechungen konnten sie bewegen, ihm eine Unterredung oder auch nur den letzten Anblick der Geliebten zu gestatten.

Die feindlichen Truppen hatten kaum die Stadt geräumt, als deutsche Truppen sie wieder besetzten. Der Kommissarius, welcher Stadt und Gegend im Namen des rechtmäßigen Regenten förmlich in Besitz nehmen sollte, war Paulinens Vater. Man wollte ihn mit Feierlichkeiten überall begrüßen und Pauline, die bei einer solchen Festlichkeit ihm einen Kranz überreichte, fesselte durch ihre Schönheit und die Anmut, die jede ihrer Bewegungen begleitete, alle Augen und besonders die Aufmerksamkeit des kommandierenden Generals, eines schönen und in seinem mittleren Alter noch fast jugendlich lebhaften und feurigen Mannes. Er gab mehrere Feste, deren Seele und Königin die schöne Paulina war, und nach wenigen Wochen erklärte er gegen Paulinens Vater seine Liebe. Die Zufriedenheit des Vaters mit dem allgemein bewunderten Kriegshelden, der an Glücksgütern nicht weniger reich war als

an Ruhm, litt keinen Zweifel, und selbst Paulinens Zustimmung hielten Vater und Bewerber für so gut als gewiss, da sie den General überall sehr bemerkbar den anderen Männern vorzog und es nicht verbarg, dass sie sich durch seine geistvolle Unterhaltung, durch sein Betragen und selbst durch manche ihr sehr wohlgefällige Züge seines Gesichtes zu ihm gezogen fühle.

Dennoch erblasste sie, als ihr Vater ihr von den Bewerbungen des Generals um ihre Hand sagte. Sie suchte vergebens Ausflüchte, endlich, ergriffen von den freundlichen Ermahnungen des Vaters, entdeckte sie ihm sogar ihre frühere Neigung zu Werner. Unbekannt mit den Absichten der Welt, ahndete sie nicht, dass gerade diese Entdeckung ihr jede Hoffnung benehmen musste, denn nun erschien dem Vater jede Weigerung bloß als eine neue, veränderte Maske dieser seinen Wünschen entgegenstehenden Liebe, und die Wahl zwischen dem Kloster und dem Gehorsam gegen den Willen des Vaters war die Folge jener Entdeckung. Vielleicht hätte die schwärmerische Pauline selbst durch ihre Wahl noch die Wünsche ihres Vaters vereitelt, aber der Tod eines Rittmeisters Vernier, der damals bekannt gemacht und ihr mit einer verstellten feinen Schonung hinterbracht wurde, sowie die scheinbare Teilnahme des Vaters an ihrer Trauer, bewirkte nach einigen Monaten doch die Erfüllung der väterlichen Wünsche.

Die Bemühungen des Generals, seine junge Gemahlin jede Freude der Jugend und Schönheit in glänzenden gesellschaftlichen Verhältnissen genießen zu lassen, verdunkelte allerdings Werners Bild etwas. Sie fühlte sich glücklich und dachte immer seltener an das Glück, das sie einst mit so viel Tränen dem Wunsch ihres Vaters geopfert hatte. Werner lebte als ein abgeschiedener Freund mehr in ihrer Erinnerung als in ihrem Herzen. Indessen gab es doch Stunden, wo die ganze magische Gewalt der ersten Liebe diese Erinnerungen umleuchtete, und die glänzende Pracht ihres Lebens erschien ihr dann bloß wie ein vorüberauschendes Fest, in dessen Freuden man nicht heimisch werden kann, weil seine Beziehung verloren ging.

Einst, als eben eine frohe Siegesnachricht gefeiert wurde und Pauline, umstrahlt von leuchtenden Kerzen und gefeiert von dem glänzenden Kreis der Gäste ihres Gemahls die Huldigungen ihrer Reize annahm, ward der General plötzlich aus dem Gesellschaftssaale gerufen. Pauline blickte ihm, von unerklärbarer Angst getrieben, nach, sie bemerkte, dass er freudig in die Arme eines jungen Offiziers eilte.

Ahndungsvoll und bebend sieht sie nach dem Gesicht des Fremden. „Mein Sohn! Mein vom Tod’ erstandener Sohn!“, ruft der General, und führt den Offizier im Rausche der Freude seiner Gemahlin entgegen. Paulina sank bei seinem Anblick leblos zu Boden.“

## 5.

In diesem Augenblick traten wir aus dem Wald und der überraschend schöne Anblick unterbrach die Erzählung. Uns gegenüber beleuchtete der Mond die hohen Mauern der großen, weit ausgedehnten Ruine. Zur Linken trat die lange Säulenreihe des Schiffes, entblößt von der verfallenen äußeren Mauer, im hellen, weißen Mondlicht hervor, die rechte Seite lag im Schatten. Vorn, wo ehemals der hohe Chor mit seinen Altären stand, drang der volle Schimmer des Mondes ein. Er fiel durch das prächtige hohe Portal in die Kirche selbst und mahlte die Schatten der Säulen, wie wandelnde, dunkle Gestalten an die innere Mauer der nördlichen Abseite. Die Krümmungen unseres Weges zeigten uns bald die freistehende Seite mit ihren Säulen deutlicher, bald öffneten sie uns die tiefe Einsicht in die ganze Länge des Schiffes durch das vordere Portal, wo sich die Pfeiler der Vorhalle nur wenig und seltsam beleuchtet in unermesslicher Perspektive zu verlieren schienen.

Mancher Ausruf der Bewunderung unterbrach die Betrachtung, bis wir endlich an der Stelle ankamen, wo vormals der Hochaltar stand. Ein Baum bezeichnet sie, vielleicht nur zufällig. Wir bewunderten die schönen Verhältnisse des inneren Portals, dessen ungewöhnliche Höhe durch die Täuschung der Mondbeleuchtung noch mehr in das riesenhafte gehoben ward. Die Nische, welche der Sage nach Paulinas Grabstätte enthält, lag im Dunkel, das der Täuschung Raum gab, als decke die halbversunkene, moosbewachsene Steinplatte die Reste der Heiligen. Wir betrachteten ernst die ruhige einsame Stelle, und nur der Abendwind, der in den Zweigen des Holunderbusches an dem Grabe flüsterte, unterbrach die Stille.

Wir durchwandelten nun einige Mal Schiff und Abseite der Kirche nebst der Vorhalle, weniger um das Einzelne zu betrachten, als um den Gesamteindruck dieser feierlich ernstesten Umgebungen aufzunehmen. Die Beschauung der Teile sparten wir bis auf den folgenden Tag. Ermüdet begaben wir uns endlich in das an der Mittagsseite der Kirche

gelegene, zu dem Amthause gehörige Gärtchen, wo wir gelagert auf die weiche grüne Moosbank unter einem schön belaubten Birnbaum den herrlichen Anblick der mondbestrahlten Ruine genossen.

Hier, wo jetzt Blumen uns umblühten und der alte Birnbaum seine mächtigen Äste weit über unsere Häupter hinstreckte, waren ehemals Plätze für fromme Beter und kirchliche Prozessionen der vormaligen Klosterbrüder, denn das Gärtchen liegt ganz in der ehemaligen südlichen Abseite der Kirche, und zu dem Eingange selbst gelangt man von außen nur auf dem Weg durch den hohen Chor der Kirche, Paulinas Grabstelle südlich gegenüber. Die eine Seite des Gartens wird von den Säulen des Schiffes selbst begrenzt, und von unserer Moosbank sah man durch die hohen Bogen dieser Säulen in die gegenüberstehende Säulenreihe, durch diese wieder das Portal, welches aus der Abseite zum hohen Chore führt und nochmals durch dieses den Bogen von Paulinas Grabnische. So sahen wir durch eine lange Perspektive von vier hohen Bogen bis an den Punkt, der jetzt nach Zerstörung der Altäre das einzige Heiligtum dieser Kirche, die Gebeine der Stifterin selbst, wenigstens in der frommen Sage des Volkes aufbewahrt.

Der Mond zauberte mit den Schatten der Bäume, die der Wind leicht bewegte, ein fantastisches Scheinleben in diese jetzt verödeten Räume, wo das stille Leben andächtiger Zurückgezogenheit in das noch stillere der Pflanzenwelt übergegangen war, und die Wipfel der Bäume lispelten mit ihren Nadeln und Blättern den leisen Nachhall ehemaliger Horen und Vigilien<sup>1</sup>.

Man mahnte mich von allen Seiten an die versprochene Mitteilung von Paulinas Geschichte. Ich zog die Blätter hervor, erinnerte aber, während ein Windlicht zu dem Lesen besorgt wurde, Julius an die Fortsetzung seiner vorhin unterbrochenen Erzählung.

## 6.

Julius begann:

„Als Paulina von ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich allein mit Natalien, der ehemaligen Vertrauten ihrer Liebe. So schwach sie noch sich fühlte, so war es dennoch notwendig, ihr die erforderlichen Aufschlüsse über den Vorfall und seine Folgen zu geben. Der General,

1 Hora und Vigil: Stundengebete

ganz überwältigt von der Freude, den totgeglaubten Sohn wieder zu sehen, hatte nur die schnelle Ohnmacht seiner Gemahlin bemerkt, nicht aber die Veranlassung dazu. Er schrieb den Zufall auf Rechnung der heftigen Überraschung, deren Wirkung er an sich selbst fühlte, und das Erschrecken seines Sohnes schien bei dem Anblick eines so unerwarteten Zufalls ebenfalls auf nichts Verborgenes zu deuten. Der junge Offizier aber war in der Tat kein anderer als jener Werner, der in seiner Gefangenschaft, um unerkant zu bleiben, seinen Vornamen statt des Familiennamens geführt hatte. Jetzt war die Bedeckung einer Anzahl Gefangener angegriffen worden, und Werner, der mit seinen Kameraden den günstigen Zeitpunkt zu benutzen wusste, hatte sich nebst den anderen befreit, und nach ehrenvoller Teilnahme an einem glänzenden Siege war er zu seinem Vater geeilt, um von neuem unter seinem Oberbefehl zu fechten und seine Zustimmung zu der Verbindung mit der Geliebten zu erhalten. Unbenachrichtigt von den Veränderungen in dem väterlichen Hause fand er nun die Geliebte als seine Mutter, unwiederbringlich und hoffnungslos für ihn verloren, wieder.

Natalie führte sogleich den jungen Grafen Werner zu Paulinen, um die erste, doch einmal unvermeidliche Zusammenkunft, nur den vertrauten Augen der Freundin auszustellen. Sie gönnte ihnen ungestört die erste, tränenvolle Umarmung des schmerzlichen Wiedersehens, um die Augen ausweinen und die Herzen ihren Schmerz ergießen zu lassen. In der ersten Erhebung des Geistes beschlossen beide ewige Trennungen, wie es liebenden Herzen und edlen Gemütern eigen ist. Aber das Geschick, als wär' es dem Guten selbst feindlich, scheint oft den Entschluss des reinsten Willens nicht zu begünstigen. Der Vater wollte den nur wiedergefundenen Sohn nicht so schnell entlassen, und bald vereitelte auch der wider Erwarten schnell geschlossene Friede jede Hoffnung des unglücklich Liebenden, im Schlachtgewühl unter feindlichen Scharen die Ruhe zu finden, die so nah an allem, was die Welt von Glück für ihn hatte, ewig von ihm zurück floh.

Wer sich stärker fühlt, vielleicht auch nur weniger tief von Empfindung bewegt wird, mag die Liebenden tadeln, die bei der Vertraulichkeit und der Nähe, welche ihr Familienverhältnis nicht allein gestattete, sondern forderte, sich endlich mehr an die süßen Namen ihres früheren, kurzen Zusammenlebens gewöhnten als an die ehrfurchtvolleren Beziehungen des gegenwärtigen. Eine Reise, welche der General mit seiner Familie in ein Bad machte, brachte die Liebenden sich immer näher.

Hier in der Ruine von Paulinzell erneuerten sie die früheren Schwüre ewiger Liebe, und damals wurden wahrscheinlich die doppeldeutigen Namen, Werner und Pauline, in das Fremdenbuch eingetragen und mit dem deutungsvollen Kranz von Dornen und Rosen umwunden.

Einst, an einem der schönen warmen Abende jenes für das nördliche Deutschland verhängnisvollen Herbstes, suchte der General seine Gemahlin in den weitläufigen Gärten seines Schlosses. Die Gewitterwolken, die der heiße Tag gesammelt hatte, zogen herauf und fingen schon an, sich in fernen Blitzen zu entladen. Besorgt um seine Gemahlin, deren Gewitterfurcht er kannte, durchsucht er jede Laube, und endlich findet er sie, in einem entfernten Pavillon, hingelehnt auf ein Sofa und die Arme liebkosend um einen jungen Offizier geschlungen, der vor ihr kniet. Ein Ausbruch des Schreckens und Unwillens verriet ihn den Liebenden, der Offizier wendet sich nach dem Eintretenden, und der General erblickt mit Entsetzen seinen eignen Sohn, von den Armen der Mutter liebend umfangen. Alle Furien getäuschter Liebe und beleidigter Ehre reizen den Zurückschauernden zur wildesten Wut, die bisher reine Unbescholtenheit der schönen Verbrecherin, die so oft ihn auf sein seltenes Glück stolz machte, steht auf einmal als schauerhaftes Erzeugnis der ungeheuersten Schuld vor ihm. Nie gesprochene Worte des Abscheus drängen sich über seine Lippen. Bittend naht sich der Sohn, entehrende Beleidigung treibt ihn zurück; flehend erhebt die Schuldige die Hände; unwürdige Misshandlung des Zürnenden stößt sie hinweg. Beschützend stellt sich der Sohn vor die Weinende und bezeugt die Reinigkeit ihrer Liebe, der Ergrimnte hört ihn nicht, schmähend fasst er ihn an der Brust und tritt das entrissene Ordenskreuz mit Füßen. Da hält sich die beleidigte Ehre des Kriegers nicht mehr. Sein Säbel zischt aus der Scheide, und im Augenblick flammt der Degen des Vaters über dem Haupt des Sohnes. Schlag fällt auf Schlag, die Blitze spiegeln sich in den glänzenden Klingen und beleuchten allein den unnatürlichen Kampf. Vergebens ringt Paulina flehend die Hände, der Donner überbraust ihre Stimme, sie reißt sich empor, die Kämpfenden zu trennen; in wilder, selbstvergessener Wut führt der General nach ihr einen fruchtlosen Hieb, und im Augenblick rötet sich die Klinge des Sohnes mit dem Blute aus der bloßgegebenen Seite des Vaters. „Fluch!“, schreit der General aus der verwundeten Brust und sinkt mit dem letzten kraftlosen Hieb, der Ströme Blutes aus der weitgeschlagenen Wunde presst, entseelt zu Boden.

„Vatermörder!“, rief Donner und Sturm dem Hingesunkenen bei der blutigen Leiche zu, und: „Vatermörder!“, hallte ein unendliches Echo in seinem Herzen. In Verzweiflung wendet er die blutige Klinge gegen die eigne Brust, und er wär' als Sühnopfer der entsetzlichen Tat von eigener Hand gefallen, hätte nicht ein Offizier, der den General suchte, und auf den Lärm des Gefechtes herbeieilte, die Tat verhindert. Der Offizier, ein Freund des Unglücklichen, erriet die grässliche Begebenheit und trieb den Grafen zur eiligsten Flucht. Den General, so meinte er, könne man vielleicht noch in das Leben zurückrufen, nur dürfe er dann den Sohn nicht sehen, den er ja selbst der Strafe übergeben müsste, wollt' er auch alles Vergangene vergessen. Nur diese Vorstellung konnte Graf Wernern zur Flucht bewegen. Er warf sich scheidend neben Paulinen nieder, aber mit Abscheu wies ihn diese von sich. „Flieh, Unglücklicher!“, rief sie ihm zu. „Flieh, und niemals, niemals, seh' ich dich wieder. Der schnellste Tod fasse mich, eh' ich jemals dir wieder nahe.“ Ein furchtbarer Donnerschlag schien ihren Worten das Ja des Schicksals zuzurufen. Der Graf verhüllte sein Gesicht, und in der furchtbaren Gewitternacht, die Stille gegen die Stürme in seinem Innern war, verließ er die Geliebte und das väterliche Schloss.

Er wählte nicht lange, wohin er seinen Weg richten sollte. Der Krieg Preußens gegen Frankreich war eben ausgebrochen, und voll Begier nach Kampf und Sieg zogen die preußischen Krieger den französischen Heeren entgegen. Graf Werner eilte dahin, wo er am ersten die Schlacht und in ihr den willkommenen Tod zu finden hoffte. Er focht am zehnten Oktober jenes Jahres mit bei Saalfeld, seine Ungeduld strebte selbst dem zu raschen Vordringen der tapferen Krieger zuvor, der heldenmütige Prinz war das Opfer des mutigen Angriffes. Werner kämpfte mit Löwenkraft. Er focht an der Seite des Prinzen und war schon nahe daran, ihn aus der Mitte der Feinde glücklich zu befreien, als er und bald nach ihm der Prinz verwundet zu Boden sanken.

Doch sollte der unglückliche Werner den Tod nicht finden, den er so sehnsuchtsvoll gesucht hatte. Er ward von den Siegern unter den Verwundeten aufgehoben, und da man ihn als den schon früher Gefangenen erkannte, sorgfältig bewacht und nach Frankreich abgeführt. Hier heilte zwar die Kunst der Ärzte seine Wunden, aber sein krankes Gemüt vermochte keine Kunst zu heilen. Seine Schwermut ging nach und nach in Melancholie und endlich in stillen Wahnsinn über. Er lebt in Frankreich in einer anständigen Versorgung, und sein einziger Wunsch,

dessen gewisse Erfüllung ihm zur festen Vorstellung in seinem Wahnsinn geworden ist, besteht in einem großen Sieg seines Vaterlandes, den er erfechten helfen werde. Man lässt ihm den unschädlichen Wahn, der allein sein freudenleeres Dasein mit einem leichten Schimmer von Frohsinn überglänzt.“

„Armer Unglücklicher!“, seufzten mehrere Stimmen in der Gesellschaft. Ich seufzte leise mit, denn nun ward es mir klar, dass dieser Graf Werner, und jener Graf O..., dessen Bekanntschaft ich in Frankreich gemacht hatte, dieselbe Person war. So innig vertraut wir auch in kurzer Zeit zusammen wurden, so hatte er mir doch niemals das Geheimnis seiner tiefen Schwermut entdeckt, die ihn allen so ungemein anziehend machte. Nur aus seinem Interesse für Paulinzell, aus dem Feuer, mit welchem er von der heiligen Pauline als von seiner Schutzheiligen sprach, und aus der Art, wie er die verschiedenen Überlieferungen von ihr zu einem Ganzen verarbeitet hatte, konnte ich auf ähnliche Begebenheiten in der Geschichte seines Lebens und seiner Liebe schließen. Ich verschwieg indessen meine Vermutung, und bereitete mich, die Blätter meines unglücklichen Freundes, die nun selbst ein neues Interesse für mich erhalten hatten, vorzulesen.

## 7.

Umfanget mich, einsame Klosterhallen,  
Ihr heil'gen Reste altehrwürd'ger Pracht!  
Euch baute Liebe, Hass ließ euch verfallen;  
Stets unterliegt ja Schönes dunkler Macht!  
Kein Glück erblüht; sie fordert streng von Allen  
Ein blut'ges Tränenopfer sich gebracht:  
Verbundene Herzen müssen qualvoll scheiden,  
Grausam getrennt, und nur vereint durch Leiden.

O steigt heraus, ihr mitternächt'gen Schatten,  
Verlasst der Grabeszellen finstre Räume,  
Erhebt von eurer Gruft die schweren Platten,  
Umschwebt mein Aug, gleich Bildern lust'ger Träume,  
Jetzt, wo die dunklen Stunden es gestatten,  
Sprecht mit dem Nachtgeflüster dieser Bäume,

Die aus der Gräber heil'gem Boden sproßen,  
Sprecht mir vom Leid mit Glück, das ihr genossen.

Sprecht: hat wohl unter diesen kalten Steinen  
Die heiße Menschenbrust einst ausgeglüht?  
Vergisst das müde Auge dort zu weinen?  
Keimt unten Trost verzweifelndem Gemüt?  
Saht ihr das Land, wo modernden Gebeinen  
Der schöne Lenz des Glaubens jung erblüht?  
Wo nicht der Liebe sel'gen Frieden störet,  
Und sich verbindet, was sich angehöret?

Was deutet mir das düstere Geflimmer,  
Das fern im Chor dem Grabesstein entstrahlt?  
Es naht sich durch des Doms bemooste Trümmer,  
Vom Grab her schwebt die blasse Nachtgestalt,  
Gleich Mondesstrahlen, wenn der matte Schimmer  
In Säulenreih'n bewegte Bilder malt:  
Du bist's! Am wehmutvollen Ernst der Miene,  
Erkennt mein Aug' dich, heilige Pauline!

Du kommst mit Trost aus lichterfüllten Fernen,  
Des Himmels Frieden strahlt dein Angesicht.  
Nicht wie bei Menschen, soll ich von dir lernen,  
Hält dort Gewalt und irrer Wahn Gericht;  
Ein heil'ges Recht gilt droben über Sternen:  
Gut ist, was reine Herzens Stimme spricht!  
Und Rosen blühn aus rauher Dornenkrone  
Dort in des Himmel ew'ger Frühlingzone.

Während dem Lesen des letzten Verses bemerkte ich eine fast störende Unruhe unter meinen Zuhörern. „Was ist das?“, schrie jetzt Mathilde laut aus, und ein heftiger Schauer zitterte durch ihre Glieder.

„Sehen Sie es auch?“, fragte Theodor. „Ich glaubte, ich täuschte mich.“

„Was denn? Was?“, fragten mehrere und blickten starr nach dem Orte, dem Theodor die Augen zuwendete.

Ein blasser Schein bewegte sich in der Ferne am Schluss der Aussicht durch die verschiedenen Säulenbogen.

„Es ist dort“, sagte Amalie mit etwas erzwungener Fassung, „dicht vor der Nische im Chor.“

Die Frauen schauderten zusammen. Dort sahen sie Paulinas Grab.

„Es ist nichts“, sagte Theodor verweisend, „gar nichts. Wer wird sich denn vor Schatten fürchten! Sie sehen doch, dass, seit wir hier gesessen haben, der Mond höher gestiegen ist. Er beleuchtet jetzt die Stelle, die vorhin –“

„Es bewegt sich!“, rief Mathilde, und die Frauen wollten davon-eilen.

„Welche kindische Furcht!“, wiederholte Theodor unwillig. „Wollen wir uns von Mondschaten verjagen lassen und morgen uns gegenseitig auslachen, wenn der Tag uns wieder beherzt gemacht hat? Haben Sie denn jenen Holunderbaum dort vergessen und sehen Sie nicht, dass der Mond die Äste beleuchtet, welche der Wind bewegt?“

Man suchte sich Herzhaftigkeit abzugewinnen. Einige sahen deutlich die Bewegung der mondbeleuchteten Zweige und zeigten den anderen, wie die Täuschung entstanden war.

„Gestehen Sie aber“, sagte Amalie, „es ist äußerst täuschend, sehen Sie, jetzt – jetzt – Nein, das ist wirklich etwas!“

Unverkennbar schwebte jetzt ein weißer, düsterer Schatten von der Grabstelle Paulinas hervor, durch den Chor der Kirche nach der gegenüberstehenden Seite hin.

Die Beherztesten verstummten jetzt. Man dachte an Flucht, man blickte nach der Tür, aber nahe vor dieser schwebte schon die Gestalt von Paulinas Grab in ihrem weißen, faltigen Totengewande.

Ein lauter Schrei des Entsetzens zitterte durch die Gesellschaft. „Paulina! Paulina!“, riefen in bewusstloser Angst mehre Stimmen.

„Wer nennt hier meinen Namen?“, tönte jetzt eine sanfte leise Stimme. „Ich bin Pauline.“

## 8.

Theodor, bei dem die Besinnung zuerst wiederkehrte, trat der Erscheinung einen Schritt entgegen. „Wer geht hier in der Mitternacht umher?“, fragte er mit fester Stimme.

„Auf keinen Fall“, antwortete eine andere Gestalt, die ebenfalls aus dem Chor der Kirche in den Garten trat, „auf keinen Fall ein Nachtgeist

oder ein Spiel damit. Wahrscheinlich führte Sie dieselbe Absicht hierher, diese Ruine in der Mondbeleuchtung zu sehen.“

„Es tut mir leid, auf unangenehme Art hier gestört zu haben“, setzte die Erste hinzu, indem sie mit einer leichten Verbeugung sich wendete.

Theodor stand etwas betroffen da. Seine nicht ganz unbefangene Herzhaftigkeit, mit welcher er die Erscheinung angeredet hatte, warf selbst auf ihn den Schein des Gespensterglaubens, und überdies hatte der feste Ton seiner Anrede durch die leichte Auflösung des Abenteurers in ein geselliges Zusammentreffen einen Anstrich von pedantischer Ungeschicktheit bekommen, der ihn, den Angekommenen gegenüber, in einige Verlegenheit setze. Er entschuldigte sein Entgegentreten mit der Geisterfurcht der Gesellschaft, und diese mit der durch Gespräch, Lektüre und das Ungewohnte von Zeit und Ort erhöhten Stimmung. Man kam sich gegenseitig zu Hilfe, und die beiden Fremden mischten sich bald gesellschaftlich in unser Gespräch.

Ich erkannte an den melodisch sanften Tönen sogleich meine schöne Unbekannte von diesem Mittag. Ihr Schleier hatte im Mondlicht die Täuschung mit einer Geistererscheinung erhöht. Sie war gesprächiger und überhaupt lebhafter als bei unserem früheren Zusammentreffen. Es schien, als wär' ein großer Schmerz von ihr genommen, und ihr Geist bewege sich nun freier in der Aussicht auf eine neue, ungetrübte Zukunft. Dagegen schien ihre Begleiterin ernster geworden, und wegen der frohen, beinah exaltierten<sup>1</sup> Stimmung ihrer Freundin etwas besorgt.

Nach einigen Gesprächen bat Pauline, die Erzählungen von dem Leben ihrer heiligen Namensschwester, die sie unterbrochen hatte, fortzusetzen. Ich ergriff die Blätter, sie setzte sich in meine Nähe, so, dass der Mond ihr schönes, blasses Gesicht wie das einer wiedergekehrten Heiligen verklärte. Mir ward es schauerlich zu Mute bei ihrem Anblick, und eine ähnliche Stimmung schien sich über die ganze Gesellschaft zu verbreiten. Man sehnte sich, ihr näher zu sein, und doch war es, als lagere sich etwas Fremdartiges um sie her, was jeder zu berühren scheute. Oft während dem Lesen von Paulinens Geschichte bemerkte ich Tränen in ihren Augen und fast immer glänzte ihr tiefblaues Auge von einem schwärmerischen Lächeln durch feuchte Wolken.

1 exaltiert: überspannt, hysterisch

## 9.

Ich fuhr fort zu lesen:

„Vor dem Altar des heiligen Kreuzes stand die Priorin Klara mit dem jungen Ritter Werner, dessen Blicke wohlgefällig an den Säulenreihen der Kirche hinglitten und hier und da an Bildern oder Verzierungen bald lächelnd, bald ernst hafteten. Zuweilen blitzte sein Auge von hellerem Feuer, ein flüchtiges Rot überflog seine Wange, als gehe das Licht eines großen Gedanken in ihm auf und verklärte noch mehr seine jugendliche Schönheit.

„Ihr seid so jung noch, Herr Ritter“, sagte die Priorin, als sie einige Zeit ihn verwundert und mit Beifall betrachtet hatte, „und dennoch spricht aus Euren Worten, und noch mehr erst aus Euren Blicken, der Ernst und die Erfahrung eines geübten Meisters. Ihr habt auf Euren Reisen durch Italien und im heiligen Lande sicherlich viele schöne Kirchen und Münster gesehen. Unser armes Kirchlein kann sich freilich mit jenen Prachtgebäuden nicht messen, aber doch sah' ich es gern, wenn Ihr unverhohlen sagtet, was Euch hier missfällig ist, und guten Rat gäbet, wie es zu bessern sei.“

„Ihr irret, fromme Frau Priorin“, entgegnete der Ritter, „wenn Ihr meint, ich werfe hier meine Augen umher, um an dem Bau und Bildwerk Eurer Kirche zu mäkeln und zu meistern. Ich mag solches Kritteln bei Niemand wohl leiden, denn es nutzt selten und verdirbt dem Menschen nur sein Wohlgefallen und seine Freude an dem, was ihm lieb ist. Wie sollt' ich also selbst solch törichtes Ding beginnen. Vielmehr lob' ich den Meister, der Eure Kirche gebaut hat. Er hat alles verständig überlegt und recht nach der Kunst ausgeführt, dass er vor italienischen und griechischen Meistern bestehen kann. Überdies hat er in diesen Bau noch einen verborgenen Funken gelegt, der herauspringt und zündet, wenn ihn das rechte Auge trifft.“

„Wie meint Ihr das?“, fragte die Priorin.

„Ich meine“, fuhr der Ritter fort, „sein Werk ist gleichsam wie ein Samenkorn, dergleichen manches wohl auch äußerlich von anmutiger Gestalt ist. Aber neben der Gestalt hat es inneres Leben, das sich regt und, wenn es den rechten Grund findet, sich ausdehnt zu noch viel herrlicheren Gestaltungen. Was Ihr mir vorhin ansah, als ich das Gebäude Eurer Kirche betrachtete, war vielleicht so ein Keimen jenes Samenkornes. Das ist denn wohl auch ein Zeichen eines recht

trefflichen Geistes, wenn sein Werk in einem anderen Geiste zündet und Keime neuer Werke weckt. Der Meister hat, was ich schon vorhin sagte, alles verständig geordnet und gemessen, aber denkt Euch nun das kleine Kirchlein als einen größeren Raum, Säulen und Pfeiler streben gleich wachsenden Zedern zu größerer Höhe, sie vermehren sich in Schiff und Halle und mit ihnen steigen diese schön gewölbten Portale hoch und immer höher hinaus, dass der Glanz der Lichter am Hochaltar kaum ihre Wölbung erreicht – wie würdet Ihr dann diese großen edlen Massen anstauen! Solch ein Werk dämmerte vor meinem Geist vorhin, aber –“

„Ich versteh’ Euch“, sagte die Priorin, „das wär’ kein Werk für diesen Platz und noch weniger für unser Kloster.“

„Allerdings“, erwiderte der Ritter, „eine solche Kirche würde Euer Klostergut erschöpfen und überdies zu Eurem Münster passen wie eine Riesensäule in diese Kirchenhallen. Überall ist nichts nachteiliger, als nach Dingen streben, oder gar sie ergreifen, die zu groß und zu hoch sind für den Menschen und seinen Kreis.“

„Ihr sprecht ein wahres Wort“, sagte die Priorin seufzend. „Möchten doch manche Große es beherzigen! Doch, vergebt mir ...“

„Sprecht ohne Scheu“, fuhr der Ritter fort, „wer hat es nicht gesehen, dass die herrliche deutsche Kaiserkrone, diese glänzende Sonne von Europa, nicht in der Grafenburg Raum fand? Welch ein Mann war Rudolph, eh’ er nach der Krone die Hand streckte! Welch ein edler, trefflicher Held der Baiherzog Otto! Er nahm die Krone und ihre Last zerbrach ihm Herzogtum und Leben. Der rechtlich häusliche Hermann ließ sich vom Glanz verlocken und zerrissen war das schöne Gewebe seines Lebens, verstört jede Freude aus seiner Burg, bis er selbst das gefährliche Herrscherkleinod in die Hände des Mächtigen zurückgab, dem es gebührt. Und wie mancher ...“

„Ihr brecht ab“, sprach die Priorin, „so ist es denn gegründet, dass auch der Markgraf von Thüringen ...“

„Dessen verleumden ihn, ich hoff’ es, nur seine Feinde oder Neider“, erwiderte der Ritter etwas heftig.

„Gewiss nur diese“, tönte eine sanfte Stimme in der Nähe, und eine junge Nonne trat aus einer Seitenhalle. „Sollten denn diese unseligen Unruhen, die Deutschland verwüsten, ewig dauern?“

Der Ritter vergaß über der schönen Erscheinung, seine zürnende Rede fortzusetzen.

„Eine meiner Kostgängerinnen“, sagte die Priorin, auf die Herzugekommene deutend. „Wie kommst du hierher, Pauline?“

„Vergebt, ehrwürdige Frau“, antwortete diese. „Ich betete hier in der Halle vor dem Muttergottesbilde, aber Euer Gespräch, dem ich zuhörte, zog mir die Gedanken vom Gebet ab. Als Ihr von dem Bau der Kirche redetet, war es mir, als sprächet Ihr ein heimliches Wort aus meiner Seele. So erhöht und erweitert, ganz anders und doch ganz dieselbe, sah’ ich diese Kirche im Traum, als ich zum ersten Mal hier gebetet hatte. Ich stand am Altar des heiligen Kreuzes, als Braut herrlich geschmückt, und freute mich des schönen Kirchenbaues. Den Traum hatte ich längst vergessen, aber Eure Rede rief ihn wieder vor mein Gedächtnis.“

„Ist es nicht seltsam“, sprach die Priorin, „einen jungen Ritter gleich einem baukundigen Meister sprechen zu hören?“

„Ei“, entgegnete dieser, „meinet Ihr denn, ein Ritter solle bloß mit dem Schwerte dreinschlagen? Ist es doch nicht weniger zur Ehre Gottes, die dem Ritter das Höchste ist, wenn er die Steine und Balken ordnet, dass sie, zum schönen Dom zusammengefügt, die Gemüter zur Andacht wecken, und das Kyrie und Gloria freudig widerhallen, gleichwie die Steine um jenen frommen Heiligen das Amen. Mein Schwert ist darum nicht müßig gewesen, aber wie ich den Rittern die Streiche abzulernen suchte, so hatte ich auch Acht, was meine Andacht erweckte, und lernte gern von den Meistern in der Kunst und von ihren wundervollen Werken.“

Während des Gespräches führte die Priorin den Ritter weiter durch die Kirche und Hallen, und fragte ihn manches über Malerei und Bildwerke. Auch Pauline fragte ihn viel und hörte mit Wohlgefallen seine Antworten. Als sie nun in eine Halle traten, blieb der Ritter mit sehr ernster Miene vor einem Muttergottesbilde stehen und seine Blicke ruhten darauf wie angeheftet.

„Mit diesem Bilde müsst Ihr Nachsicht haben, Herr Ritter“, sagte die Priorin lächelnd. „Es ist bloß ein Werk andächtiger Liebe zur heiligen Mutter.“

„Ich sag’ Euch“, erwiderte Werner, „dass dieses Bild eine der ersten Zierden Eures Klosters ist. Ihr habt keines, das ihm gleiche. Es ist noch neu, und ich bitt’ Euch, nennt mir den Meister, der dieses Wunderbild malte, dass ich zu ihm eile ...“

„Ihr spottet wohl“, unterbrach die Priorin, „dieses Bild hat meine liebe Tochter Pauline gemalt. Du brauchst dich deiner Andacht nicht